

Zeitschrift: Jurablätter : Monatsschrift für Heimat- und Volkskunde

Band: 12 (1950)

Heft: 6

Artikel: Volkskundliches bei Carl Spitteler

Autor: Stoecklin, Adele

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-861180>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Volkskundliches bei Carl Spitteler

Von Adele Stoecklin

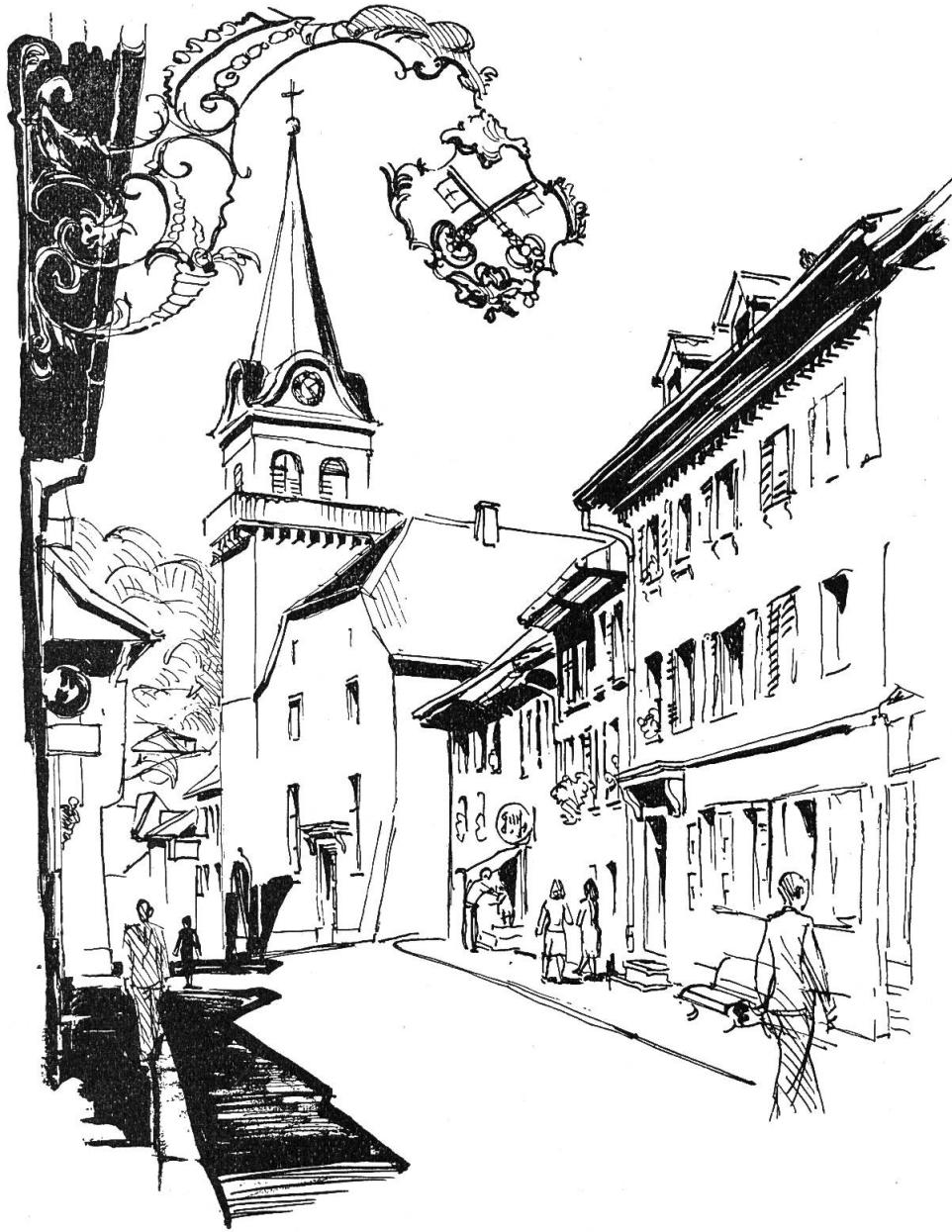
Kaum ein Schweizer Dichter hat wohl das Heimatgefühl tiefer empfunden und in Wort und Tat inniger kundgetan als Carl Spitteler. Die Heimat ist ihm ein heilig Buch, woraus er ewig liest. Alle seine funkelnden Bilder sind aus Herz und Heimat erzeugt. Das Suchen der Heimat und das Sehnen nach ihrem Glück hat er in freier und gebundener Sprache immer wieder besungen. Die Heimat seiner Kindheit, das Baselbiet, und weiter die ganze nordwestliche Juralandschaft besitzt ein geweihtes Plätzchen in seinem Herzen und bedeutet ihm Jugendtraumland, Freundesland, Glück. Wie sein Ebenbild «Gustav» ist er hier weg- und stegbewandert, heimatkund, ein bewährter Führer zu jedem wonnigen Versteck. Schauend und genießend wandern wir mit ihm zum «hügelkranzumketteten» harmlosen Landstädtchen an der Ergolz, oder landauf und ab im Baselbieter Jura, wechselnd zwischen breiter Straße und weichen Mattenwegen, den Bächen entlang, vorbei an Pappelreihen und Weiden, durch weite Kirschenblütenstraßen hin zu den obstreichen Halden und Waldhängen, wo rote Buchen aus dunklem Tannengrün leuchten, oder höher hinauf, vorbei an Vergissmeinnichtsümpfen und Enzianenweiden zu den Sennhöfen der Bergbauern, nahe bei den Flühen und Krachen. Zu Wagen und zu Fuß genießen wir die Strecke von Liestal über den obern Hauenstein bis nach Solothurn, oder wir werden westwärts gelockt bis zu den blauen Fluten der Welschlandseen, so besonders in «Imago». Das Bild des typischen Landschäftler Dorfes steigt vor uns auf in der Novelle «Gustav» und noch zwingender in dem bloß als Feuilleton der NZZ. August - September 1888 veröffentlichten Idyll: «Das Wettfasten von Heimlichen», dessen Eingangskapitel «Heimlichen» für sich ein kleines Meisterwerk basellandschaftlicher Volkskunde bildet. Nach Frenkendorf und Niederschöntal weist die düstere Tragik «Conrads des Leutnants». Südwestwärts ins Solothurnische und ins angrenzende Baselbiet lenken die Novelle aus den Schreckenstagen der Revolution, «Der Neffe des Herrn von Bezenval» und das ferienfrohe Wanderidyll «Die Mädchenfeinde». Auch die Stadt Basel und ihr Münster leuchten hin und wieder in seinen Werken in warmem Lichte auf. Nicht ohne Ironie beleuchtet er die Schulweisheit am Münsterplatz und prüft den Wortschatz der

«Päd- und Philologen» auf ihren Reichtum an gut baslerischen Spottnamen; auch gewisse sprichwörtliche Untugenden der Basler scheinen ihn nicht gänzlich unberührt gelassen zu haben. Auf die Juralandschaft wiederum weist sein in Basel entstandener Erstlingsband der «Schmetterlinge», wo fast alles im Winkel Waldenburg, Balsthal, Olten, kurz am Hauenstein spielt, und weisen die vielen begeisterten Schilderungen der Klus bei Balsthal. Den Weg von Hägendorf nach Langenbruck nennt er «märchenhaft schön». Unsterblichen Dank erstattet er diesem Paradies landschaftlicher Schönheit in seinem reifsten Werke, dem «Olympischen Frühling». Der Baselbieter Jura, und nicht etwa die Alpen, wird dort in dichterischer Verklärung irdisches Reiseziel und himmlische Wohnstatt der Olympier.

Und alle vom Dichter geschilderten Gegenden faßt ein Gleches einheitlich zusammen: Über allen leuchtet jenes helle, klare Blau und der lichte Goldglanz, der den Jurahöhen an sonnigen Tagen so seltsam eigen ist. Die ernste und zugleich lieblich heitere Landschaft seines Heimatkantons steigt greifbar wirklich vor uns auf, und doch ist sie umspunnen vom Märchenzauber der Poesie, wie ihn einzig etwa ein Böcklin der Frühzeit zu offenbaren vermag.

Ebenso vertraut wie mit dem Heimatboden fühlt sich Carl Spitteler mit dem heimischen Menschenschlag. Er kennt die herben, gesunden, überlegten Landschäftler genau und alle Anlagen, die ihre Sonderart kennzeichnen. Überall erscheinen echte Baselbieter in seinen Werken. Zunächst in den «Frühesten Erlebnissen» die Wirklichkeitsmenschen: der große, nur das Starke verehrende Vater, die feinfühlende, stille, alles verstehende Mutter und die Verwandten insgesamt, die das dreijährige Kind mit Liebe umgaben, die Großmutter, die Tante Gotte, die vielen Onkel, Vettern und Basen, die ganze Bekanntschaft bis zum treuen Kindermädchen und den Knechten und Mägden der großväterlichen Brauerei. Dann die ebenso lebenswahren Gestalten, die seine Phantasie geschaffen hat: in den «Wettfasten» und in «Gustav» die kernigen Bewohner des Nestchens Heimlichen bis zu dem zuoberst in der Achtung stehenden alten Rebenach, dem besten Pfarrer des Kantons, der für human gilt, weil er mit den Einwohnern Kegel und Binoggel spielt. Von den urwüchsigen Gestalten, die seine übrigigen Prosanovellen aufweisen, erinnern wir bloß an den Prachtmenschen «Friedli den Kolderi», der sich bei aller Seelengüte durch sein unbezähmtes Aufbrausen viel Leid schafft, an die Riesengestalt des Pfauenwirtes von Herrlisdorf, der in maßlosem Eigendünkel das Unglück seines Hauses heraufbeschwört und an den Narrenstudenten, den die urteilslosen Menschen verspotten, der aber den von Spitteler oft geschilderten unverstandenen Edelmenschen darstellt, den die Menge anfeindet, nur weil er anders ist als sie.

Bei einem Dichter, der so stark mit dem heimatlichen Grund und Boden



Hauptgasse in Waldenburg
Zeichnung von Gottlieb Loertscher

verwachsen ist, scheint die Frage nach dem Wert seiner Werke für die volkskundliche Erkenntnis wohl berechtigt. Es mag daher erlaubt sein, nachzuprüfen, was sich ohne des Dichters Wissen und Wollen aus seinen Werken für die Volkskunde ergibt, ob er der sachlichen Volkskunde Beachtung schenkt und wie weit er die Sitten, Bräuche und Überlieferungen der Heimat berücksichtigt.

Gerne weilt Spitteler bei den altehrwürdigen Städtlein und den mehr oder weniger hablichen Flecken und Dörfern des Hügellandes, bei den traulich baurischen Berg- und Walddörflein und den entlegenen, weithin zerstreuten Weilern und Höfen, die seinem Heimatkanton das besondere Gepräge verleihen. Bis ins Einzelne getreu schildert er das ergötzliche Landstättlein Heimligen, den Heimatort Gustavs. Die schalkhafte, ursprünglich als Lustspiel geplante Erzählung der «Wettfasten» schildert in froher Laune den dem Dichter so teuren Erdenwinkel und die Heimlicher selber in ihrem einfachen Tun und Lassen. Die Hauptstraße mit dem Dorfbach auf der einen und dem sprudelnden Dorfbrunnen auf der andern Seite ist tagsüber kirchenstill; der Heimlicher benützt mit Vorliebe die Hintergasse und geht am hellen Tag nur im äußersten Notfall durch die Dorfstraße. Eine einzige Laterne besorgt die ganze Beleuchtung Heimligens; sie hängt quer über die Straße an einem Drahtseil, «sodaß das halbe Städtchen stets trauliche Finsternis bedeckt». Das ist das Bild von Heimligen, also von Waldenburg, da und dort in den Einzelheiten leicht verschoben, im Ganzen aber nach Charakter und Wesen völlig echt.

Der schönste Schmuck der unscheinbaren Dorfhäuser mit den grünen Läden sind die Blumenstücke, die Nelken und Geranien, mit denen beinahe jede Fensteröffnung ausgefüllt ist. Hinter dieser «Blumenschanze» verstecken sich die Hausbewohner, wenn sie den auf der Straße dahinwandelnden Spaziergänger ungesehen beobachten wollen: «Als Waffe hat der Wachtposten einen sinnreich eingerichteten, mit Ellenbogenarmen versehenen Spiegel, der sich beliebig drehen läßt». Vor dem Hause ist meist eine Bank der Mauer entlang gestellt, die zum Plaudern bei der Dämmerung einladet. Oleanderbäume links und rechts vom Eingang, oder Granatbäumchen in Kübeln und Akazien an der Hausfront bekunden Wohlstand. Freie Steintreppen führen etwa zur Türe hinan, so die Freitreppe der «Dürrenmühle, auf der sich die Wirtsleute und das Gesinde zum Empfang der Gäste postieren, wie auf den Bilderbogen die verschiedenen Lebensalter».

An der Hinterseite der Häuser baut man Labyrinth von Lauben und Terrassen, wo wiederum die Blumen in üppiger Pracht sich entfalten und alles umranken, sodaß man kaum durchkommt. «Niemals brechen die Heimlicher etwas ab, sie heften nur das Neue daran». Zahlreiche Hintertreppen mit unregelmäßigen, durchlöcherten schwankenden Stufen führen zu Stall, Scheune und Hof.



Waldenburg, das Obertor

Zeichnung von Gottlieb Loertscher

Lieblich zu schauen sind auch die Miniaturgärtlein hinter den Häusern. «Das neugierige Auge sieht sie etwa durch den offenen schwarzen Hausflur hindurchschimmern, gleichsam ein goldiges Bild auf dem schwarzen Papier». In ihrem «buchsumfriedigten Bereich» hausen die Immen und gedeihen nahe beisammen sorgsam veredelte Rosen, Balsaminen, Astern, Kapuziner, Sonnenblumen und Kürbis. In besonders freundlicher Erinnerung stehen dem Dichter die grauen, einige Quadratmeter großen, winkligen Höflein, die keinem Hause fehlen. In den frühesten Erlebnissen schildert er das Urbild aller späteren Höflein, deren er immer wieder gedenkt, «weil er hier höchstes Phantasieglück empfunden hat»: «Mitten im Hause, oder, genauer gesagt, hinten zwischen dem Wohnhause und dem Holzschoß und den verwaisten Hühnerställen befanden sich ein weltabgeschlossenes, einsames, stilles Höflein, und innerhalb des Höfleins ein zweites, kleineres, noch einsameres und stilleres. Da war nichts von der Außenwelt zu hören, auch nichts anderes zu sehen als zerfallene Bretterwände, Treppchen, Türen, Läubchen und dergleichen, und oben darüber ein Ausschnitt Himmel».

Kunst und Kunstverständnis in unserm Sinne des Wortes sucht man in Heimlichen vergeblich. Die einfachen Gebilde jedoch, in denen naiver Kunstsinn nach Form und Ausdruck sucht, werden gebührend bestaunt und sorglich ver-

wahrt. Unter einer Glasglocke auf der Kommode steht ein erstaunliches Werk, welches das Salomeli von Waldenburg mit eigenen Händen zusammengekünstelt hat: «Ein blauer See mit einem schwimmenden Schwan darauf, hinter dem See eine jäh Felswand, mit Moos und Gebüsch und Blumen darüber. In den Bäumen steht eine Kapelle, aus der Kapelle kommt ein Kapuziner eine steile Treppe nach dem See heruntergestiegen». Alle Heimlicher gefallen sich in sinnigen, spielerischen Beschäftigungen. Ein besonderes Kunstgewerbe vererbt sich in Heimlichen von den Grossmüttern auf die Mütter: «Aus einfach gefaltetem Papier schneiden sie geränderte Vögel mit der Schere aus, die dann, wenn man sie auseinanderlegt, gleich viermal fertig sind, die einen mit dem Schnabel aufwärts, die andern abwärts und seitwärts schauend». — Ausgeprägt ist der Farbensinn der Heimlicher. Sie bekunden ihn, indem sie ihre Fensterläden mit dem saftigsten Grün bemalen. Ihre Schilder und Geschäftstafeln prangen mit leuchtenden Buchstaben in Gold oder Hochrot. In jedem Haus befindet sich eine Farbenschachtel, die mit den Spielsachen der Kinder im Känsterlein geborgen wird. Mehrfach erscheint die Hauptindustrie des Baselbiets, die Seidenweberei. Die Posamentenstühle verüben die fleissigsten Geräusche. Von oben, unter den Dächern vernimmt man allerorten ihr weiches Stampfen. Das Spinnen dagegen gehört schon der Vergangenheit an. Besonders die Frauen von Langenbruck verstanden sich darauf. Mehr als eine stand im Rufe einer vorzüglichen Spinnerin.

Unter den Verkehrsmitteln spielt die Post als amtliches Fuhrwerk im obern Kanton noch die wichtigste Rolle. Abgang und Ankunft bedeuten Ereignisse, und der gelbe Wagen mit dem Staub auf dem Schulterleder und dem Marti auf dem Bock gehört als Requisit auf die alte Hauensteinstraße. Neben der Post vermitteln eigene Fuhrwerke, die Chaisen und Bauernwägelein, den Verkehr mit der Hauptstadt.

Der volkstümlichen Tracht wird wenig Beachtung zuteil: Die Knechte des Matthysenhofs ziehen ihre Joppen aus beim Heuen. Die roten und blauen Nasstücher, die sie um die Stirne binden, leuchten weithin wie Sträuße von Mohn- und Kornblumen. Die Mädchen arbeiten in bloßen Armen. Ein großer gelber Strohhut mit einem Maien schützt sie vor der Sonne. Die Sonntagsbauern mit dem Kirchengesangbuch in der Hand fallen durch ihre steife Kleidung auf. Der halbleinene Gemeindepräsident Grüsliker trägt auch am Werktag einen gestärkelten Hemdenkragen. Bei Regenwetter kommt er mit einem roten baumwollenen Regenschirm daher.

Auch über die Nahrung wird nur Bekanntes erwähnt. Die landesübliche Kost ist einfach. Frühmorgens vor der Arbeit trinkt man einen währschaften Kaffee, Sommers um 4 Uhr, des Winters um 6 Uhr. Den Gästen aus der Stadt tischt man zum Frühstück geflochtene Honigzöpfe und in feuchten Weinreben-

blättern künstlich gestempelte Butterbarren auf. Das Neunuhr-Frühstück unterbricht nur kurz die Arbeit, die bis 11 Uhr dauert. Wenn die Mittagsglocke läutet, entweichen appetitliche Brodelgerüche von Fleischbrühe, Körbelkraut und Petersilie auf die Straße. Der Dreiuhr-Kaffee bringt Abwechslung ins Einerlei der Tagsgeschäfte, und das einfache Abendessen beschließt den Tag zur Betzeit. In der Stadt kennt und schätzt man alle Finessen der Kochkunst: Fleischvögel mit Bordeaux, Kalbsbraten, gebratene Täubchen und was der guten Mümpfeli mehr sind. Bei feierlichen Anlässen sind kleine Geschenke üblich. Am Neujahrsmorgen schickt der Bäcker die Neujahrsweggen in jedes Haus. Die guten Basen kommen nie zu Besuch ohne ein Krämllein für die Kinder, seien es Rosinen, Schenkeli oder Leckerli. Und als der Spengler Gusti das Unglück gehabt hatte, durchs Examen zu fallen, schenkte der Vetter Zuckerbäcker seiner Mutter zum Trost «einen kohlschwarzen Chokoladekuchen mit einem rosenfarbigen Zuckerkränzchen: «Verzage nicht». — Wenn der Herr Pfarrer kommt, setzt man ihm eine Flasche Rotwein vor und verschwört sich: Der Rote habe noch niemandem geschadet, man dürfe ihn einem Scharlachkranken anbieten.

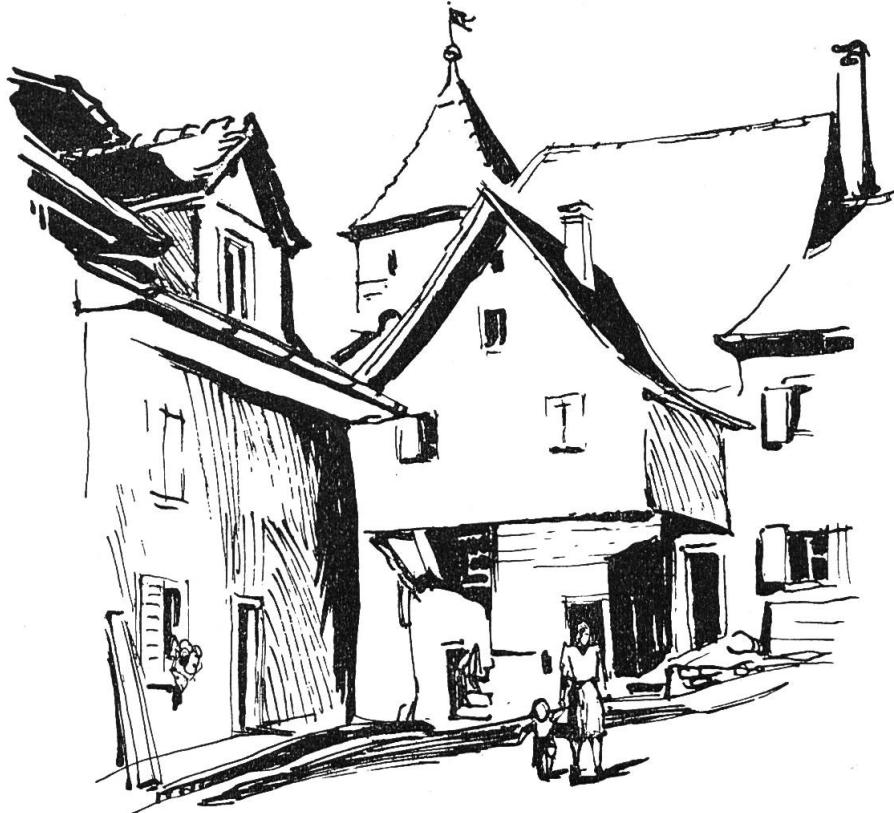
Es ist bezeichnend für Carl Spitteler, daß er sich nicht mit der Schilderung der Sitten und Überlieferungen begnügt, sondern sie aus ihren Ursachen, den Anlagen des Menschenschlages zu erklären sucht. Er legt das Hauptgewicht auf die Eigenart und die Rassenmerkmale. Hier hat er Wertvolles gegeben zur Charakterisierung des Baselbieters. Seine Angaben sind zugleich ein Beitrag zur Erkenntnis von Spittelers eigener Veranlagung.

Neben allgemein bäuerlichen und kleinstädtischen Tugenden und Schwächen, wie zähes Festhalten am Alten, Pfiffigkeit, Abneigung gegen alles Fremde, Neugier, Fleiß, Biederkeit, Grundehrlichkeit und Gutmütigkeit, haben seine Landschäftler auch ihre besonderen Neigungen. Über alles entwickelt ist ihr Heimat- und Verwandtschaftsgefühl. «Zwar hat man bewußtermaßen keine hohe Meinung von seinem Städtchen, man schimpft wacker darüber, es sei kein Leben drin, aber auf die Dauer hält es doch keinen lange in der Fremde. Zieht einer in seiner Jugend fort und bringt es draußen zu Vermögen und Ehren, so sieht man ihn eines Tages plötzlich wieder zu Hause, und dann verschlendert er bis zu seinem seligen Ende seine Zeit zwischen dem obern und untern Tor, daß es ein Jammer ist, wie die gute Begabung verkümmert.» — «Wie an der Heimat hängt der Heimlicher an seinen Verwandten und zwar mit dem Gemüt, selbst dann, wenn der einzelne sich nichts weniger als liebenswürdig erweist.» «Und alles das nennt sich gegenseitig Du und behandelt sich als gleichstehend, und statt jedes Titels dient allein die Anrede «Gusäng» oder «Guhsine». Im «Gustav» muß man nachlesen, wie man zusammenhält gegen fremde Missetat und gegen Übeltäter, die in Undankbarkeit ihre Zugehörigkeit zur Verwandtschaft verleugnen.

Bedächtige Überlegung vor jedem Entschluß ist ein anderer Wesenszug der Heimlicher. Der Baselbieter ist vorsichtig, gelassen, bedachtsam und umständlich. So ist auch der Präsident Grüsliker kein Freund überstürzten Dreinfahrens und vorschneller Rede. Nah verwandt mit der kantonalen Devise «Mer wai luege» ist sein Wahlspruch: «Hübscheli, hübscheli, nur nit gsprängt!» Und seine Lebensweise entspricht seinen Grundsätzen: «Sanft allmählig geht er ein wenig hinunter in die Wirtsstube. Wenn er die Pfeife stopft, klautb er vier Zündhölzer aus der Westentasche hervor, fährt damit über den Rockärmel und steckt den Tabak vorsichtig und umständlich in Brand.» Die Neigung zur Beschaulichkeit, die sich zu sinnigem Träumen oder zu dumpfem Dahinbrüten steigern kann, ist allen Heimligern eigen, doch mag der Dichter auch hier ein Gran zuviel des Eigenen hingelegt haben.

Sinniges, schweigsames Wesen, ohne Einbusse der Fröhlichkeit rühmt er besonders den Frauen nach. Sie vertreten den Typus, den er nicht müde wird, als Frauenideal hinzustellen: Stillweibliche Wesen, die anmuten wie der Frühling, schlicht und so gar nicht redegewandt, dafür aber wahr, natürlich und lieb, wie seine eigene zarte, lebensfrohe Mutter. Von ihr stammt wohl als Eigengut die Phantasie, die er als bestes Teil seiner Heimlicher preist. Den weltfremden Heimligern wird sie zum Ersatz aller flüchtigen Weltlust. «In Ermangelung des rauschenden Lebens sucht die Phantasie das stille Völklein heim.» Sie teilen jene Gabe mit den Kindern, «unsern kleinen Meistern im Lebensgenuß». — Verschlossenheit, «die einem das Wort nicht gönnt», ist dem kindlichen Sinn der Heimlicher ein Unding und gleichbedeutend mit gemütlos und egoistisch. Einsilbigkeit, Maulfaulheit und stilles Beobachten dagegen gehören zu den altererbten Merkmalen:

«Die Schweigsamkeit ist in Heimlichen unter den arbeitsamen Altbürgern so lange von Vater zu Sohn übergegangen, daß die Leute schließlich die Fähigkeit verloren haben, die richtigen Worte zu wählen, wenn sie einmal ausnahmsweise ihre Gedanken ausdrücken möchten. Das Wörterbuch der wirklichen Umgangssprache von Heimlichen würde ein zu kleines Heftchen beanspruchen. Wenn zwei Greise zusammen trinken und darüber nachsinnen, wie sie einst gesund und rüstig waren, und der Bruder noch lebte und der Vater, sodaß ihnen mürbe um's Herz wird und sie meinen, sie wären noch Kinder und sie spüren's, daß der Andere auch darum her sinnt, dann munkelt der Eine: «Es macht schön heute», und der Andere antwortet: «Es schonet.» Hernach fragen sie Beide: «Was kostet der Schoppen Roten?» und schließlich kehren sie still und zufrieden heim in der Meinung, sich ausgesprochen zu haben. Zu Hause die Frau und die Tochter halten's unterdessen ebenso. Die Frau studiert den toten Kindern nach und die Tochter dem Hochzeiter, der eines Tages ins Städtchen sprengen wird. Alle



Ein stiller Winkel beim Obertor

Zeichnung von Gottlieb Loertscher

zwei Stunden seufzt eine von ihnen: «Ja, ja, so geht es in der Welt». Das ist die Unterhaltung. — Führt man ein zwölfjähriges Büblein, das längst die Schule besucht, im Hause herum und heißt es jeden Gegenstand, den man ihm zeigt benennen, so bleibt es vor einem Drittel derselben ratlos, denn es hat noch nie den Namen aussprechen hören. Vater und Mutter deuten nämlich nur mit dem Finger danach oder sagen «das Ding dert». Heißt man jedoch das Büblein das «Ding dert» auswendig zeichnen, so wiederholt es ohne Bedenken die Form, sicher und geschickt, mit Perspektive und Schlagschatten.»

Geistreiche Ironie gehört nicht zu der starken Seite der Heimlicher. Sie zeichnen sich nicht eben durch Fülle von Witz aus, und etwas Zungenfertigkeit ist leicht imstande ihren Spott zu entwaffnen. Alles Aussergewöhnliche kommt ihnen merkwürdig vor, und wer nicht in den altgewohnten Bahnen mittut, gilt für «gschupft», «gschossen» oder gar «überschnappt.»

Gesellschaftlich scheiden sich die Heimlicher in Einheimische, Zugewanderte und Landesfremde. Die echten Heimlicher, etwa 25 Familien sind's, genießen neben dem Pfarrer und etwa noch dem «Dokter» das höchste Ansehen. Nicht mit ihnen zu verwechseln sind die Zugewanderten, die Kantonsfremden, denen

es auch nicht schlecht geht. Sie schleifen so viel als möglich ihre anstössige Aussprache, wegen welcher sie weidlich ausgelacht werden, ab und bequemen sich den einheimischen Sitten an. Kaum in Betracht für die Eigentümlichkeit Heimligens kommen die Landesfremden, die unter dem Titel von politischen Flüchtlingen ungestört in den beiden Gasthöfen wohnen. Man fühlt sich durch ihre Anwesenheit geehrt und ahmt sie so viel als möglich nach. Nur die Namen kann man niemals aussprechen. In dieser Not helfen sich die Heimlicher damit, daß sie den allgemeinen Titeln Baron und Gräfin, den bekanntlich alle jenseits der Schweizergrenze lebenden Menschen führen, noch den Wohnsitz beifügen, also: «der Baron vom Ochsen», «die Gräfin vom Sternen», zuweilen, oder auch einfacher: «Die Sternengräfin, der Ochsenbaron». Man grüßt sie freundlich und ist stolz darauf, wieder begrüßt zu werden. In die Familien dagegen geraten die fremden Gäste niemals. Man erweist ihnen einsteils die größte Achtung; anderseits schimpft man sie «Schwob», sobald sie sich aus der Höhe des europäischen Gleichgewichts in Gemeindesachen mischen wollen und heißt sie das Maul halten. Sie sind eben Landesfremde.

Über die üblichen Bräuche bei den wichtigsten Einschnitten des Daseins, bei Geburt, Hochzeit und Tod vernehmen wir nur wenig. Dem Freiersmann wird beim Besuche Käse und Wein aufgetischt; es ist aber nicht jeder beliebige Hergewanderte willkommen. «Da wohnt in Heimlichen der schöne Apotheker Köpfle aus Reutlingen. Er hat die Apotheke gekauft, hat sich bleibend niedergelassen, spricht ein gewähltes Deutsch und geht auf Freiersfüßen. An die Sekundarlehrerin dürfte er sich allenfalls wagen; schwerlich hätte aber dem frischen Ankömmling der Seiler sein Vreneli, oder der Hafner sein Gritli oder der Schuhmacher sein Agathli gegeben, denn eine Mißheirat wird auf dem Lande noch strenger geahndet als bei Hofe». Wie anderswo ist es üblich, an der Hochzeit zu tanzen und zu schießen, zu Begräbnissen und an hohen Feiertagen den schwarzen Rock anzuziehen und von der Taufe, der Hochzeit und von dem Leichenschmaus einen «Bholtis» nach Hause zu bringen. Von den Jahresfesten ist der St. Niklausstag besonders erwähnt. Dem «Santiklaus» ist in den frühesten Erlebnissen ein Kapitel gewidmet: «Während wir eines Abends hemdlings auf den Knien unserer Freunde saßen, geschah ein Gepolter im Hausgang, die Stubentür wurde aufgerissen, etwas Lebendiges warf schnell ein paar Handvoll harter Dinger auf den Boden, dann wurde alles wieder still. «Santiklaus!» hieß es zur Erklärung. Die Sachen, die er auf den Boden und in den Hausgang geschleudert hatte, las die Mutter auf und trat mit dem Kram ans Licht. O Wunder, o Seligkeit! Bildertäfelchen, groß wie kleine Spielkarten, doch nicht flache Bilder wie in den Büchern, sondern erhabene, körperliche Figuren, als ob sie lebten. Und die Figuren waren angemalt, aber fein und zart, nur so mit unbeschreiblich schönen Farben ange-



Waldenburg. Die Rindergasse

Zeichnung von Gottlieb Loertscher

haucht. Der Rand der Täfelchen war erhaben, von der nämlichen Höhe wie die Figur, längs der innern Linie des Rahmens lief, kreuzweis gestrichelt, ein farbiges Kränzlein . . . Jedes Täfelchen zeigte eine andere Figur: Vögel, Fische, Menschen, Blumensträuße . . . Es waren Änisbrötchen.» Wonnige Wunder bedeuteten dem Kinde auch «das Weihnachtskind, der Silvester, das Neujahrskind, Drei Könige, die Fastnacht und ganz zuletzt der Osterhas». Die schöne Jahreszeit hält der Jugend eine neue Reihe Freuden bereit vom Mai bis in den Herbst hinein. Auf die Kirschen- folgt die Birnenernte, dann der Heuet, der Emdet und

zuletzt die Ährenlese. Wenn der herbstliche Nebel ins Land zieht, schwelen Mott-haufen auf dem Acker, und von den Weiden singen die Glocken weidender Kü-he. — Ein landwirtschaftlich wichtiger Brauch ist das Schweineschlachten, wo-rauf die frühesten Erlebnisse ebenfalls hinweisen. Schaurig und doch fesselnd muß es für den kleinen Spittelerbuben gewesen sein, in der Wirtsstube das Ge-lage der Metzger zu sehen und zum Wetzen ihrer Messer den fürchterlichen Ge-sang zu hören: «Wird's bald, wird's bald, ich muß noch durch den finstern Wald».

Der Hausbau des Vaters, dem ebenfalls ein Abschnitt gewidmet ist, beschäf-tigte die Zuchthäusler Liestals, die als Maurer, Gipser und Maler aller Nationen treue Hilfe leisteten. Beim Hausbau in «Conrad der Leutnant» sind die Maurer anstellige Welsche aus dem untern Tessin, und die Maler Wasserdeutsche aus dem Norden in Jägersamt und Schlapphut; die Zimmerleute tragen pechschwarze Bärte, die von den Wangen bis an das Zwerchfell reichen. — Die Prosanovellen erwähnen einige Berufe, die zur Jugendzeit Spittelers noch ausgeübt wurden, heute aber der Vergangenheit angehören. Er hat noch den öffentlichen Ausruber durch die Straßen ziehen sehen, und gewaltig imponierte dem künftigen Tam-bourmajor der Basler Kadetten dessen Trommelkunst; aber ihm nicht allein: das ganze Städtchen bewunderte die Kunst, und wehe dem, der sie zu bezweifeln wagte, wie jener Berliner Schwätzer, den der gewalttätige Götti dafür windel-weich schlug. Egötzen bot auch das gespenstische Treiben des Nachtwächters, den man mit weicher, melancholischer Stimme durch die Gasse singen hörte:

Hört was ich euch will sagen,
Glocke hat zwölf Uhr g'schlagen.

Wenn schon das Gemeindennachtwächterlein nicht zu den angesehenen Personen im Dorfe zählt, so sind vollends mißachtet: die Hausierer und Pruntrutergeschirr-händler, die Harfenistinnen, die sich auf den Messen des Kantons herumtreiben, die blinden Geiger mit ihren Pudeln, die Posaunenbläser, die an Tanzabenden den Almosenteller herumreichen, und die Barfüsseli, welche Kienholz von Haus zu Haus tragen.

Heimische Bräuche erscheinen auch im Leben der Olympier, so ein Kessel-treiben zu Ehren der Fürstin Hera und ein Freudenfeuer am Sonnwendfest, das wie unsre Fastnachtfeuer in roten Flammen zum Sternenhimmel steigt. — Der mit Laub geschmückte, vom Pöbel als Epheunarr verhöhnte Dionysos erinnert an den Pfingstblütter Basellands und an andere umziehende Dämonen.

Von der Volksdichtung stehen dem Dichter am nächsten das Volkslied und das Märchen. Dem Liede bringt er das feinste Verständnis entgegen und besingt seine Wirkung. Dem Heimatlied hat er schlicht und ergreifend das Wort geredet. Gesang und Jauchzen erleichtert die Herzen und spornt an zu frischer Tat.

Dem Märchen galt seine besondere Liebe. Das Wort «märchenschön» dient ihm als verstärkter Ausdruck des Behagens und Gefallens. Die Märchen, oder besser die Stimmung, die von den Märchen ausging, welche die Großmutter erzählte, haben sich dem Dichter früh mit ihrem Bilde als etwas Liebes zur untrennbar Einheit verbunden. Wie er selber seien alle Heimlicher Kinder, so behauptet er, an einer mit Märchen großgezogenen Einbildungskraft zu erkennen. Wenn es Abend wird, werden die Märchen erzählt, immer dieselben: «Vom Jogeli, der Birnen schütteln ging; von der Kohle und dem Strohhalm, die über den Bach wollten, vom Rotkäppchen, das der Wolf verschluckte, vom Schneewittchen, oder auch einfach vom Raben, der von einem Baum herunterfiel und das Bein brach. Geist ließe sich beim besten Willen nicht darin entdecken, gelten doch die Heimlicher für dumm. Allein wenn die Betzeitglocke in ein Märchen hineintönt, wird es draußen so samtschwarze Nacht, daß die Augen sich groß aufsperren, um zu ahnen, was wohl jetzt für ein goldfarbiges Abenteuer drausen in der Welt herumschleiche.»

Wenn wir uns zum Schlusse fragen, ob der Volkskunde aus Spittelers Werken Gewinn erwachse, so dürfen wir uns nicht verhehlen, daß gerade für ihre wichtigsten Gebiete: Bräuche, Feste, Sagen und Äusserungen des Volksglaubens, nur wenig oder fast nichts zu finden ist. Spitteler ist kein objektiver Beobachter. Die Volkskunde darf von ihm keine Bereicherung ihres Materials durch Detailbeschreibungen erwarten. Und doch entläßt der Dichter auch die Volkskunde nicht ohne Gastgeschenk. Er, der nur gestaltete, was ihn bewegte und entzückte, gibt ihr das beste: Das Innenleben, die Seele der Heimat. Und noch mehr: er verschönt die Wirklichkeit mit seinen Träumen und Erinnerungen und erweckt erneute Liebe zur Heimat, indem er sie zum Träger seiner Hoffnungen macht, zum Ausdruck seiner über Heimatschranken hinausgehenden Kunst. Denn ein Carl Spitteler konnte bei der Heimatkunst nicht stehen bleiben. Anlage und Bildung verwehrten es ihm. Er mußte sich auswachsen zum Dichter, den das Werden und Wirken großer Ideen und ihrer Träger ganz erfüllt.

Sicher aber hat er nicht aus der blauen Luft gedichtet. Das verklärte Bild seiner Heimat, die ihn einst beglückte, liegt seiner Dichtung zugrunde. Und wenn wir, seines Bildes eingedenk, das Land durchwandern, so wird es uns immer neue Schönheiten erschließen; wir werden das Baselbiet als ein sonnig Glück verstehen, wie Carl Spittelers eigene, farbenleuchtende Dichtung.